

Weihnachten bei den Indianern.

besten Musikers der Barosi; sie war bewandert in den Liedern ihres Volkes und war eine gute Sängerin.

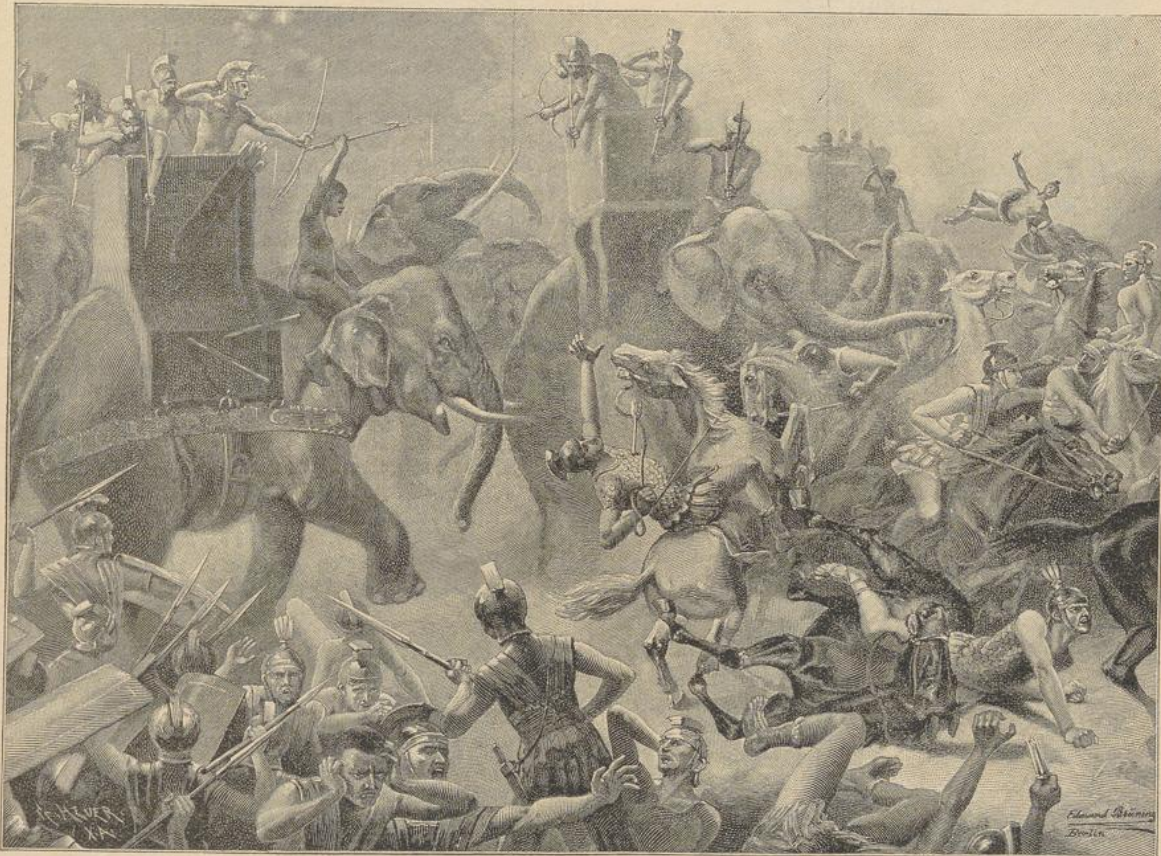
Und am Morgen, ehe die Sonne aufging, zog ein dünner Nebel um den Berg des Gottes, und die feine, durchsichtige Wolke machte, daß derselbe ganz nahe erschien und bedeutend vergrößert. Da glaubte Komfutala, die Tochter des großen Musikers der Barosi, der Berg sei verklärt und die Gottheit habe sich niedergelassen auf seinem Gipfel. Und sie erhob ihre Stimme und rief: „Der Berg Gottes und die Barosi!“ Und alle die Mädchen, die mit ihr waren, sangen in die stille Nacht hinaus: „Der Berg Gottes und die Barosi!“ —

Die gefangenen Töchter aber waren nun wieder frei. Sie trafen ihre Freunde am Fuße des Granithügels und gingen mit den jungen Männern Ehe ein, und die Anzahl des Volkes begann wieder zu wachsen. Und siehe, die Abkömmlinge der Barosi sind in den Tälern der sieben Hügel beim gespaltenen Throne ihres Gottes bis auf den heutigen Tag.

(The Argus, Christmas Annual 1909.)

Weihnachten bei den Indianern.

Auf eigene Weise begehen die christlichen Indianer das Weihnachtsfest. In Südamerika prangt um



Die Elefanten des Königs Pyrrhus von Epirus in der Schlacht bei Heraklea im Jahre 230 v. Chr.

Die Elefanten entscheiden den Sieg der Epirer über die Römer, denen die gewaltigen Tiere bis dahin völlig unbekannt waren.

Die Barosi aber, die auf dem Berge waren und eben ihr Morgenopfer darbrachten, hörten das ferne Singen und Rufen und dachten, Gott habe ihr Opfer in Gnaden angenommen. Voll Freude darob stimmten sie ebenfalls in den Ruf mit ein: „Gott und die Barosi!“ und das Gebirge mit seinen vielen Kuppen und Berggipfeln gab ein hundertfaches mächtiges Echo dieses Rufes weit und breit.

Als aber die Soldaten der Matabele, welche über die Mädchen der sieben Flüsse und des Gottesberges Wache hielten, dieses Singen und Jubeln hörten, wie es von einem Hügel zum andern schallte, da ergriff sie entsetzliche Furcht. Sie schauten den Berg an, und er erschien ihnen im Nebel groß und schrecklich wie ein unheimlich Gespenst, und sie fürchteten sich gar sehr, warfen ihre Waffen weg und flohen in weite Ferne.

diese Zeit die Natur in ihren reizendsten und lachendsten Farben und lockt durch ihr mildes Klima den Menschen heraus. So geht in Venezuela das Fest hinaus aus dem Haus auf die Straßen und Gassen und wird ein Fest für die große Masse. Die Vorbereitungen und die Vorfeier der Christnacht nehmen bereits mehrere Wochen vor dem 24. Dezember ihren Anfang. Die Landbewohner versammeln sich abwechselnd in einem ihrer Häuser, um gemeinsam den heiligen Nachtwachen und religiösen Uebungen im Singen der Aguinaloos (Weihnachtsgefänge) zu obliegen. Ihren Beschluß machen jedesmal fröhliche Gelage. Die indianischen Hochländer von Jaji beobachten ihre eigenen Weihnachtsgebräuche. Mit den ersten Tagen des Dezember erscheint in Pueblo vor der kleinen Kirche eine Gesandtschaft von Hochländern mit Fahnen und Musik. Diese Ge-

gesellschaft hat die Aufgabe, das heilige Kreuz in die Berg- abzuholen. Mit dem Pfarrer an der Spitze geht der Zug in die Kirche, wo dieser das heilige Kreuz vom Altar nimmt und es an einer Fahnenstange befestigt. Hierauf verläßt die Gesandtschaft mit der Fahne das Kirchlein und zieht in die heimatischen Berge, woselbst das Kreuz auf dem in einer Hütte aufgerichteten Altar abgesetzt wird, um am folgenden Tag nach einer anderen Hütte gebracht zu werden, bis mit der Christnacht das heilige Kreuz wieder in die Kirche zu Pueblo gebracht werden muß.

Das Christgeschenk.

Weihnachts-Novellte von Käthe Lubowski.

„Du, Mutterl, die Soldaten stehen alle nicht mehr fest. Guck her . . .“

„Laß nur gut sein, Hansi! Während der Nacht kommt das Christkindlein und holt sie in sein großes Lazarett. Da werden ihre Arme und Beine wieder heil und übermorgen führt dir das Christkindlein unter dem Weihnachtsbaum das ganze Regiment vor . . .“

„Ich mag es gar nicht, Mutterl. Ich mag überhaupt nichts. Reiz nichts. Bloß . . . Vaterl . . .“

Die blonde Frau neigt den Kopf tief auf die Brust, damit ihr Kind die Tränen nicht sieht . . . Sie kann ihm alles erfüllen und herschaffen — nur seinen Vater nicht.

Das ist ein hartes Wort.

Wie könnte es auch weich sein? Sie hat sich ihre Seele wund und weh gestoßen, ehe sie es begreifen lernte. Nun aber hat sich die Frauenwürde, die sie von ihm zwang, der Lehre bemächtigt, um sie nicht wieder zu vergessen.

Die Liebe, die alles vergeben und alles verstehen soll, ist in ihr zu einem Stein geworden, der ihr Herz allmählich zermalmen wird . . . Und doch war einst an dieser Stelle für ihn, dem sie Treue vor dem Altar geschworen, ein Paradies voll Duft und Blüte bereit. Seine Hand hatte auf der ihren gelegen und seine Lippen küßten das Rätsel des Frauendaseins in ihr wach . . .

Da war es Frühling in ihrer Seele geworden. Sie hatte zu ihm aufgesehen wie zu ihrem Gott. Gelächelt, wenn ihr die Tränen in der Kehle saßen . . . und seine Hand geküßt, wenn er sie, überreizt und ermattet, grundlos quälte.

Er hatte ihre Unterwürfigkeit als den Tribut hingenommen, der seinem Talent gebührte. Sieben Jahre lang. Auch das Kind, das sie unter unsäglichen Schmerzen geboren hatte . . . wie eine Selbstverständlichkeit des Schicksals, das ihm immer noch nicht ganz gerecht geworden war.

Es wohnte ein Stück Teufel in ihm, der, von keiner Selbstzucht gemeistert, das Gute gänzlich zu unterjochen drohte . . . der sich von dem Erfolg und der Begeisterung der Menge nährte . . .

Allmählich empfand er — übersättigt von dem alten — ein neues Gefühl. Es war ihm, als ob sich über dem Gipfel des Berges, auf dem er stand, noch ein zweiter, höherer, gewaltiger und gefährlicherer denn der seine erhöhe. Zu dem zeigten die im Tal Stehenden in höhnischem Triumph: Da hinauf kommst du nicht . . .

Sie zu widerlegen war fortan sein einziger Gedanke.

So oft er aber seine Kraft hob und mit dem Atmen beginnen wollte, fühlte er sich heruntergezogen . . . Er kam von seinem Berge nicht fort. Und er sann und sann, woran das liegen könnte. Endlich glaubte er die Ursache gefunden zu haben. Es hing eine Kette mit einem Bleigewicht an seinem Fuß . . . die ihn abwärts zog, so oft er aufwärts strebte.

Er war es der Kunst und dem Erfolg schuldig, daß er sich von ihr löste. So meinte er.

Eines Abends hatte er es seinem Weibe gesagt. Klipp und klar, so daß es ein Kind verstehen mußte.

„Ich könnte größer werden. Aber mich demütigt die Enge meiner nächsten Umgebung. Ich könnte dorthin fliegen, wo vor mir noch niemals ein Mensch gewesen . . . Aber ich habe eine Kette am Fuß — Dich . . .“

Da war sie gegangen. Still und heimlich, wie sie einst in das herrliche Künstlerheim eingezogen war . . .

Nur ihr Kind und sein Bild nahm sie mit sich.

Drei Jahre waren seither verfloßen. Was sie von ihm wußte, erfuhr sie durch die Zeitungen.

Zuerst ging ein Raunen über etwas noch nie Dagewesenes, Gewaltiges durch die Spalten. Ein Hoffen auf etwas, das noch erst werden sollte. Da glaubte sie, daß ihr Opfer nicht umsonst gebracht sei und betete für das Gelingen . . .

Dann folgte eine Zeit der Stille. Das Warten auf die Offenbarung des geheimnisvoll Angekündigten.

Es währte lange . . .

Als endlich die Enthüllung da war — verhüllte die Kunst ihr Antlitz und weinte, daß ihr liebster Sohn in der Irre gehe . . .

Die Kritik war empört. Sie nannte sein neuestes Werk — das Resultat zweier Jahre, dem er den tönen- den Namen „Der Freie“ gegeben — eine wahnsinnige Verzerrung, über die sich nichts anderes sagen ließe, als daß der Mann, der sie geschaffen, sehr krank sein müsse.

Als sie das las, wollte sie zu ihm gehen und ihm tragen helfen. Aber sie konnte sich nicht so tief neigen . . . Er hatte ihr innerstes zertreten. Darum konnte sie weder hinauf noch tiefer hinunter. Aber sie hat viel um ihn geweint. Und jene Tränen gruben tiefere Rinnen, als das Weinen um ihr eigenes Leid.

Seitdem schwiegen die Zeitungen über ihn. Dort, wo früher an erster Stelle sein Name als Wegweiser für die Jungen und als Leuchtturm für die Alten stand, wurde jetzt von solchen gesprochen, die einst vor seinem Können im Staube knieten. —

Hansi lag längst friedlich in seinem Bettchen und schlief. Sie aber konnte heute wieder einmal keine Ruhe finden.

Wenn nur erst der Christabend vorüber sein würde . . . Dann entzündeten sich all die bunten Lichtlein in ihrem Herzen — und sie würde den Mut zum Verlöschen nicht früher finden, bis sie tiefe, schmerzhafteste Wunden in ihre Seele gebrannt hatten . . . welche die Tränen der Nacht dann kühlen mußten.

Fünf Uhr nachmittags am Vorabend des heiligen Christfestes!

Sie und ihr Kind saßen eng aneinander geschmiegt und sahen durch die Eisblumen der Scheiben gen Himmel. Sie suchten nach Sternen. Aber es ist noch viel zu früh. Sie schlafen noch hinter den Wolkentischen.

Auf dem Korridor nebenan dröhnen plötzlich Männer Schritte. Vorsichtig und wuchtig, als hätten die Füße